

Haltung/humanistisches Menschenbild und notwendige ethische Aspekte in der Psychiatrie für eine gelingende Recovery

Sehr geehrte Damen und Herren,

ein solch weites Themenspektrum, wie im Titel des Beitrags vereint, kann man in einem Statement von 20 min. nur angehen, indem man sich auf wenige Aspekte beschränkt bzw. eine ganz bestimmte Sichtweise darauf einnimmt. Der strukturierende Gedanke, an dem ich mich hier – ohne weitere Zeit in Vorreden verlieren zu wollen – orientieren werde, kann als Arbeitstitel wie folgt benannt werden: *Haltungen als Bindeglied zwischen Menschenbild und Praxis*.

Wer sich mit Haltungen beschäftigt, gerät fast automatisch in einige Schwierigkeiten. So wäre es m.E. problematisch, wenn wir meinen, einen „Soll-Zustand“ von Haltungen beschreiben zu können, also ein Idealbild, das möglichst allen als „notwendig“ vorgehalten werden kann. Dann sind wir nämlich sehr schnell bei Ideologien. Schwierig ist es auch, den „objektiven“ Stand individueller Haltungen zu eruieren, da wir bekanntlich in niemanden „hineinsehen“ können. Bleiben also schon der „Soll“-Zustand und der „Ist“-Zustand von Haltungen fragwürdige bzw. unbefriedigende Anhaltspunkte, so kommt noch erschwerend hinzu, dass Haltungen, für sich betrachtet, kaum aufschlussreich sind: denn sie leiten sich aus etwas ab und münden bestenfalls in etwas ein. Konkreter gesagt: Haltungen sind ein (oft flüchtiges) Bindeglied zwischen normativen Grundlegungen (seien sie nun kollektiv oder individuell) und gelebter Praxis. Ohne Bezüge zu diesen beiden Anschlusspunkten herzustellen, ist es kaum möglich bzw. sinnvoll, sich mit Haltungen zu befassen. Aber wie es bei Bindegliedern meistens so ist: Sie haben eine wichtige Mittlerfunktion – in unserem Zusammenhang besonders im Hinblick auf Veränderungen. Ich rufe uns dazu einen bekannten Satz des Theologen und Arztes Albert Schweitzer in Erinnerung: „Die größte Entscheidung deines Lebens liegt darin, dass du dein Leben ändern kannst, indem du deine Geisteshaltung änderst.“ Haltung *kann* Veränderung bewirken – das ist der entscheidende Punkt.

Wenn wir nun als erstes unser Augenmerk darauf richten, woher Haltungen kommen bzw. woraus sie sich ableiten, geraten wir in den Bereich normativer Setzungen, wobei es für mich jetzt erst einmal unerheblich ist, ob wir hier ganz konkret von einem christlichen, einem humanistischen bzw. einem theologischen oder philosophischen Grundgerüst ausgehen. Früher oder später gelangen wir dabei wahrscheinlich an das, was wir zumeist mit dem – m.E. nicht besonders glücklichen – Begriff des „Menschenbildes“ meinen, also den anthropologischen Grundgedanken, auf denen u.a. auch ethische und moralische Positionierungen aufbauen.

Wie wenig wir bei den anthropologischen Grundlegungen von einem starren Fundament ausgehen können, sondern vielmehr ein in steter Veränderung begriffenes Koordinatensystem als Bezug angemessener wäre, soll exemplarisch der Blick auf Martin Luther zeigen. Martin Luther hat bspw. noch eine sehr ablehnende Haltung gegenüber Menschen mit Behinderungen („Wechselbälger“) eingenommen.¹ Niemand würde aber wahrscheinlich darauf kommen, dass Luther kein christliches Menschenbild hatte. Genauso gilt jedoch auch, dass seine Ansichten diesbezüglich mit dem heutigen christlichen Menschenbild absolut unvereinbar sind. Erklärbar wird dieser Widerspruch eben nur dann, wenn wir berücksichtigen, dass Grundaussagen zum Verständnis des Menschen von den jeweiligen sozialen, kulturellen (auch religiösen) Koordinatensystemen abhängig sind. Die in diesem Beispiel deutlich werdenden fließenden Veränderungen zeigen, dass bis zum heutigen Tag noch nicht viel gewonnen ist, wenn immer wieder ein „christliches“ oder ein „humanistisches“ Menschenbild formelhaft beschworen wird, ohne sich im Detail damit auseinanderzusetzen, was damit konkret gemeint ist.

Für das gegenwärtige Nachdenken über anthropologische Grundlegungen ist das „Selbst“ von entscheidender Bedeutung. Jahrhunderte hat es gedauert – die Reformation hat Impulse dazu gegeben, die Aufklärung maßgeblich dazu beigetragen – dass Werte wie Freiheit, Vernunft und Autonomie sich durchsetzen konnten und die Sicht auf den Menschen – sowohl individuell als auch kollektiv – prägen. Die *Entdeckung* des „Selbst“ war ein Akt der Emanzipation, die gelebte *Freiheit* zum Selbst ein Abenteuer, die *Selbstbestimmung* scheint heute selbstverständlich zu sein (selbst dann, wenn sie noch vielen Menschen vorenthalten wird). In dieser gedanklichen Linie ist es gut, wenn die politischen Rahmenbedingungen, die fachlichen Standards, die sozialen Konzepte und das individuelle Handeln weiterhin darauf

¹ Vgl. Nils Petersen, *Geistigbehinderte Menschen im Gefüge von Gesellschaft, Diakonie und Kirche*, Berlin 2003

ausgerichtet sind, Menschen zur Stärkung ihres Selbst zu ermutigen bzw. dazu beizutragen. Dies wäre ein mögliches Verständnis dessen, was wir als Empowerment bezeichnen.

Zugleich – und das macht es doch etwas komplizierter – sollten wir nicht außer Acht lassen, worauf die Soziologie schon seit etlichen Jahrzehnten hinweist: dass die Probleme, welche sich aus dem modernen Denken ergeben, wieder auf uns zurückfallen. Wir beschäftigen uns zunehmend mit den problematischen Aspekten der vermeintlichen Fortschritte der Menschheit – ob es im Bereich der Klimaschäden ist oder im Hinblick auf die Globalisierung oder in Bezug auf soziale Gerechtigkeit. Dieses Zurückgeworfenwerden auf die selbst erzeugten Problemlagen wird mit dem u.a. von Ulrich Beck geprägten Begriff der reflexiven Moderne gekennzeichnet. In der reflexiven Moderne geht die *Vision vom Selbst* über in den „Zwang zum Selbst“.² Der Mensch wird ein „zur Wahlfreiheit verdammteter Inszenator seines Lebenslaufes“. D.h. Menschen müssen in der Lage dazu sein, ein Selbst zu entwickeln und als Individuum in der Gesellschaft bestehen zu können. Andererseits kann die Gesellschaft die komplexen Herausforderungen, die sich aus der Individualisierung ergeben, nur dann verkraften, wenn sie durch Normierung des Marktes oder von Institutionen aufgefangen wird. Beck nennt das die „Standardisierung von Individuallagen“ und leitet daraus ab, dass wir eine „Gleichzeitigkeit von Individualisierung und Standardisierung“ erleben.³ Auch der aus Polen stammende, im Januar 2017 im Alter von 91 Jahren verstorbene Soziologe Zygmunt Bauman hat darauf hingewiesen, dass eine Gleichschaltung von Individuen auf subtile Weise erfolgt, und zwar „durch den offenen oder verborgenen Zwang, bestimmte Verhaltensweisen und Problemlösungsmuster einzuüben“;⁴ ohne die die Systeme nicht funktionieren würden.

Die Orientierung auf das Individuum, die Emanzipation des Selbst, löst also nicht nur Probleme, sondern erschafft zugleich neue, sogar komplexer werdende Problemlagen. Um es noch einmal mit anderen Worten zu sagen: Wir erleben im ganz großen Kontext, dass die Umpolung der Gesellschaft auf den Primat des Individuums komplexe Lagen schafft, die beim ersten Hinsehen wie *Fortschritte* aussehen, sich dann aber mehr und mehr als *Verschärfungen* herausstellen.⁵ Diesen Mechanismus muss man vor Augen haben, wenn man z.B. über Selbstbestimmung nachdenkt.

Die hier deutlich anklingende Skepsis bezüglich einer undifferenzierten Priorisierung des Selbst ist nicht so gemeint, dass die konzeptionellen oder sozialpolitischen Ziele zu mehr Selbstbestimmung, für die wir alle eingetreten sind und weiter eintreten, mit einem Mal nicht mehr richtig sein sollen, sondern dass wir uns *auf der Reflexionsebene* mit den zwiespältigen Aspekten dieser Entwicklung befassen müssen, um unsere Haltungen zu überprüfen, weiterzuentwickeln und daraus gegebenenfalls neue Schlussfolgerungen abzuleiten. Hier konkret bedeutet dies: Selbst dann, wenn wir jetzt noch für mehr Selbstbestimmung eintreten, müssen wir zugleich schon damit rechnen, dass wir die alleinige Fixierung auf das Selbst früher oder später überwinden müssen. Man nennt solch eine Parallelität von Unterscheidungen auch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (u.a. Ernst Bloch).

Die Notwendigkeit dieser (dialektischen) Zweigleisigkeit verschärft sich nochmals erheblich, wenn wir den Bezug zur Sinnfrage herstellen und uns dabei klar machen, dass das Selbst nicht zum Selbstzweck entwickelt wird. Es ist eine entscheidende Frage, ob man den Menschen nur als biologisches Wesen sieht, das seine Begrenzung – bildlich gesprochen – mit der Außenhaut findet, oder ob man den Kreis weiter zieht und das Beziehungsgeflecht, in das der oder die Einzelne verwoben ist, zum jeweiligen Menschen dazurechnet. Dann findet man zwar keine genaue (sichtbare) Abgrenzung mehr, aber je länger man darüber nachdenkt, desto deutlicher wird, dass der oder die Einzelne auch tatsächlich nicht ablösbar ist von seinem Beziehungsumfeld, ja letztlich sogar entscheidend dadurch geprägt wird. In vielen Wissenschaftsdisziplinen ist dieses Denken (beinahe seit „Urzeiten“ könnte man sagen) eine fundamentale Grundlegung. Dazu kurz einige Beispiele:

- In der Identitätsforschung wird – entgegen der immer noch weit verbreiteten Annahme – davon ausgegangen, dass Identität nichts statisch Erworbenes und unverwechselbar Bleibendes ist, sondern Ergebnis eines Interaktionsprozesses. Bereits George Herbert Mead (1869-1931) hat mit seinen Theorien dazu beigetragen, dass Identität von Einzelpersonen nur noch aus ihrer

² Vgl. Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Berlin 2005

³ Vgl. a.a.O.

⁴ Zygmunt Bauman, *Leben in der flüchtigen Moderne*, Berlin 2007, S. 150f.

⁵ Aus dieser Sicht wird vielleicht verständlich, warum schon der große Schriftsteller Marcel Proust (1871-1922) in seinem Mammutroman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ über die wundersame Erfahrung der „Entselbstständigung“ schreiben konnte. Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Berlin 1974

Beziehung zur Umwelt beschrieben werden kann. In der theoretischen Grundlegung des so genannten symbolischen Interaktionismus stellt Mead heraus, dass Selbstbewusstsein und Identität des Menschen *innerhalb und mithilfe sozialer Beziehungen* entwickelt werden. Auch die Arbeiten von Heiner Keupp u.a. weisen seit langem darauf hin, dass Identität ein dialogisches Geschehen ist.⁶

- In der Philosophie hat der anthropologische Ansatz von Emmanuel Levinas (1905-1995) höchste Beachtung gefunden. Levinas sieht in der Ethik sogar die Grundlage der Philosophie und richtet seine Anthropologie stark auf den „Anderen“ aus. Der Andere ist und bleibt zwar immer der (ganz) Andere, aber das In-Beziehung-Treten zum Anderen ist überhaupt die Grundlage, Selbstbewusstsein zu erlangen und nicht die Selbstreflexion.⁷
- Oft in einem Atemzug mit Levinas genannt wird der Religionsphilosoph Martin Buber (1878-1965), der jedoch gerade nicht das Anderssein betonte, sondern die Dialogfähigkeit des Menschen als Ort der Transzendenzerfahrung gedeutet hat. In der Ich-Du-Beziehung liegt für Buber sogar der Schlüssel zur Gottesbegegnung.⁸
- Und schließlich sei ganz besonders Jürgen Habermas genannt, der gemeinsam mit Karl-Otto Apel schon in den 1970er Jahren die so genannte Diskursethik entwickelt hat. Auf der Basis der Vernunft und der gegenseitigen Akzeptanz können Werte, Haltungen, Einstellungen *nur im Modus des Diskurses* gewonnen werden.⁹

Zu nennen wären noch viele andere geniale Denker, die mit ihren Gedankengebäuden im 20. Jahrhundert dazu beigetragen haben, die relationale und systemische Verwobenheit des Menschen und seiner Lebensbezüge herauszuarbeiten, etwa Talcott Parsons (1902-1979), der mit seiner Theorie des Strukturfunktionalismus die Grundlage für das systemtheoretische Denken geschaffen hat, auf dem dann u.a. Niklas Luhmann (1927-1998) aufbauen konnte. Oder Jean Piaget (1896-1980), in dessen Konzept der „genetischen Epistemologie“ (genetisch = entstehungsgeschichtlich / Epistemologie = Erkenntnistheorie) der Mensch ganz grundlegend als „offenes System“ verstanden wird.

All diesen Entwürfen ist (mindestens) eines gemein – die offene oder immanente Infragestellung eines einseitig-individualisierten Anthropozentrismus. Das Selbst hat keinen Selbstzweck, sondern geht auf und erfüllt sich in Beziehungen, in Kommunikation oder – wie Hartmut Rosa es jüngst in seiner Soziologie der Weltbeziehung genannt hat – in Resonanz zur Welt.¹⁰

Angesichts der hier nur kurz genannten multidisziplinären Bezüge aus Theologie, Philosophie, Soziologie und Psychologie, könnte man sagen, dass es bezüglich der dialogischen Anlage des Selbst eine erstaunliche Übereinstimmung gibt, die sich mit einigem zeitlichen Abstand und in der jeweiligen fachspezifischen Semantik ausgebildet hat. Und man könnte von daher auch zu der Einschätzung gelangen, dass solch ein hohes Maß an intentioneller Übereinstimmung auf einen sehr hohen Grad an Plausibilität hinweist, bzw. umgekehrt, dass Begriffe, Konzepte (u.a. auch der Recovery) und Haltungen ihre Stimmigkeit in genau diesem Kontext erweisen müssen.

Am Beispiel der UN-Behindertenrechtskonvention kann man diese Entwicklung recht gut nachvollziehen. Eine der Prämissen, wenn nicht gar *die* Prämisse, die den Paradigmenwechsel dieser Konvention am klarsten anzeigt, ist bekanntlich die Abkehr von einem personalisierten Behinderungsbegriff, der Behinderung faktisch als Makel einstuft und damit vielfältigen Stigmatisierungen Vorschub leistete, hin zum einem *sozialen* Verständnis von Behinderung, das Behinderung als Ergebnis sozialer Prozesse und Setzungen deutet. Nur am Rande sei erwähnt, dass auch damit noch nicht alle Probleme gelöst sind. Heute wird bekanntlich diskutiert, ob wir nicht noch stärker zu einem *kulturellen* Verständnis von Behinderung gelangen müssen, oder – um die zuvor erwähnten Theoriebezüge noch einmal aufzunehmen, ob es

⁶ Vgl. George Herbert Mead, *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt a. M. 2013; vgl. Heiner Keupp u.a., *Identitätskonstruktionen – das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*, Reinbek 1999

⁷ Vgl. Emmanuel Levinas, *Humanismus des anderen Menschen*, Hamburg 2005

⁸ Vgl. Martin Buber, *Ich und Du*, Stuttgart 1995

⁹ Vgl. Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a. M. 1988; vgl. Jürgen Habermas, *Erläuterungen zur Diskursethik*, Frankfurt a. M. 1991; vgl. Jürgen Habermas, *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*, Frankfurt a. M. 1998; vgl. Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns. Band I + II*, Frankfurt a. M. 1995

¹⁰ Vgl. Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016

nicht sinnvoller wäre, Behinderung generell in einem *systemischen* Kontext zu verstehen. Auch die Verlagerung dessen, was früher als individueller Anteil mit dem Begriff der Behinderung bezeichnet wurde, zum Begriff der Beeinträchtigung ist immer wieder ein Hort semantischer Verwirrung. Aber im Grunde ist die UN-BRK, die mittlerweile bereits älter als 10 Jahre ist (ein Zeitraum, in dem sich normalerweise schon erhebliche semantische Veränderungen vollziehen oder Bruchlinien abzeichnen), ein erstaunlich weitsichtiger und tragfähiger Entwurf, aus dem sich Haltungen und Umsetzungen ergeben können, die ein starkes Veränderungspotenzial beinhalten.

Ob die Realität in ihrer Staffelung auf verschiedenen Ebenen dem gerecht wird, ist eine ganz andere Frage. Wenn wir z.B. den Versuch machen würden, sozusagen kaskadenartig eine Verbindung von der UN-BRK zu dem erst jüngst verabschiedeten BTHG herzustellen, würden wir in manche Schwierigkeiten geraten. Auch wenn die Diskussion um Inhalte um Umsetzung des BTHG sich z.Z. an ganz anderen, praxisbezogenen Themen festmacht, ist m.E. vor allem fraglich, ob das „Menschenbild“, das sich in diesem Gesetz befindet, wirklich der zuvor genannten Komplexität und systemischen Verwobenheit des Selbst entspricht bzw. ob es sinnvoll ist, das darin postulierte Selbst der Menschen zu einem immerwährenden Begutachtungsfall in einem „Teilhabedschungel“ zu machen. Oder noch anders gesagt: Ein latenter Effekt des Gedankengerüsts dieses Gesetzes besteht möglicherweise darin, das Selbst so weit zu ertüchtigen, dass es seine Funktionalität im Rahmen einer bürokratischen Systemlogik erweisen kann. Solch ein Theoriecheck ist kein Luxus: Wenn sich nämlich zeigen sollte, dass bereits auf dieser abstrakten Ebene Unwuchten erzeugt werden, kann es niemanden verwundern, wenn in der Fortsetzung der Kaskade bis hin zum Leistungsempfänger neue Problemfelder vorprogrammiert sind. Nur dass solche Erkenntnis uns natürlich nicht davor bewahren würde, selbst weiterhin Teil dieses Systems zu sein und darin irgendwie zu überleben bzw. zu funktionieren, selbst wenn wir bei näherer Betrachtung vielleicht andere Ansichten und Haltungen ableiten würden.

Dieser Mechanismus – nämlich, dass sich eventuelle „Denkfehler“, die bereits an der Schnittstelle von normativer Grundlegung und (gesetzlicher) Rahmensetzung auftreten, über Haltungen in praktische Kontexte fortsetzen – ist m.E. auch eine reale Gefahr, wenn wir auf das Konzept der Recovery sehen. Ich will versuchen, dies an dem Begriff der „Selbstheilung“, der schon in sich verschiedene Problemkreise berührt, zu illustrieren: Wenn wir neuerdings besonders herausstellen sollten, dass Heilung überhaupt möglich ist, dann mutet das schon etwas merkwürdig an. Gerade für den Theologen stellen sich dabei natürlich sofort Bezüge zum Neuen Testament her, in dem Jesus in vielen Geschichten als einer dargestellt wird, der (anscheinend unheilbar) Kranke heilt, der von sich selbst sagt, dass die Gesunden nicht des Arztes bedürfen (Lukas 5, 31), sondern die Kranken und der als „Heiland“ (!) bezeichnet wird. In der heutigen aufgeklärten Sicht werden diese Geschichten mehr oder weniger als überhöhte Wunder belächelt. Aber vielleicht liegt der Fehler nicht in den Geschichten, sondern in der Brille, die wir uns aufsetzen, und durch die heutige Logik der Medizin auf diese Geschichten sehen.

Die (begrüßenswerte) Rekonstruktion eines positiven Verständnisses von Heilung hat deshalb aber noch nicht unbedingt etwas mit *Selbstheilung* zu tun. Hierbei ist zu differenzieren, dass das Individuum zweifellos entscheidenden Anteil daran hat, ob eine Heilung nach unserem Verständnis befördert wird oder nicht. Aber dieser individuelle Anteil darf andererseits nicht dazu führen, das Individuum für seine Heilung selbst verantwortlich zu machen. Das wäre reiner Zynismus, der an Münchhausens lächerlichen Versuch erinnert, sich selbst am Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Oder noch einmal aus der Sicht des Theologen gesprochen: In den Schilderungen von der Kreuzigung Jesu werden u.a. folgende Sätze überliefert: „Die (Menschen) aber, (die) vorübergingen, lästerten (über) ihn (der da am Kreuze hing), schüttelten ihre Köpfe und sprachen: Der du (angeblich) den Tempel abbrichst und baust ihn auf in drei Tagen, hilf dir (doch) selber, wenn du Gottes Sohn bist, und steig herab vom Kreuz! Genauso spotteten auch die Hohenpriester mit den Schriftgelehrten und Ältesten und sprachen: Andern hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen.“ (Matthäus 27, 39-42) Der fatale Zynismus dieser Szene wird sicherlich auch denen deutlich, die sich sonst weniger mit den Evangelien beschäftigen: Nicht nur, dass die Selbsthilfe für den ans Kreuz faktisch Genagelten unmöglich ist; die, die dazu höhnisch auffordern, sind auch noch dieselben, die den Verurteilten überhaupt erst ans Kreuz gebracht haben.

Von daher habe ich eine größere Zurückhaltung, wenn wir vielleicht der Versuchung erliegen sollten, im Rahmen solch eines Forums über Haltungen und Praktiken uns nur oder vor allem Gedanken darüber zu machen, wie die hehren Ideale unserer Konzepte denn endlich besser an der Basis, im face-to-face-Kontakt umgesetzt werden können. Denn die, die dort leben und arbeiten, befinden sich eben auch in

vorgeprägten Systemen und erleben tagtäglich, dass die eigenen Haltungen und Ideale nicht nur durch finanzielle Vorgaben begrenzt werden, sondern dass die Systeme ein rollenkonformes Handeln erzwingen, aus dem man einzeln kaum ausbrechen kann. Die Macht dieser Rollen an der Schnittstelle zwischen Haltungen und Praxis ist jedenfalls ein ganz eigenes Thema, das sich übrigens nicht nur auf diejenigen bezieht, die als Hauptamtliche oder Experten Teil des Systems sind, sondern auch auf die Klienten selbst, z.B. dann, wenn der gesetzliche Rahmen so aussieht, dass die finanzielle Absicherung am besten mit dem dauerhaften Rentenstatus verbunden ist.

Mir liegt aber vor allem daran, hier im Kreis einer Expertenrunde nicht von uns selbst abzulenken, sondern uns vielmehr auf die Metaebene zu versetzen. Wenn wir mit dem Begriff Recovery die Möglichkeit der Heilung herausstellen, die Kräfte des Selbst / des Individuums in diesem Kontext befördern wollen, mit Sinnhorizonten verbinden und zugleich die dichotomische Struktur von Krankheit und Heilung beklagen, dann möchte ich doch an uns gemeinsam die Frage stellen: Wollen wir damit gegenüber den betreffenden Menschen den Eindruck einer neuen Heilslehre erwecken, die problematische Aspekte der bisherigen Dichotomie von Krankheit und Heilung überwinden helfen soll? Oder wäre es nicht an der Zeit, gedanklich zu realisieren, dass wir selbst (nicht persönlich, aber in der Tradition unserer Expertenkulturen) die betreffenden Menschen ja erst an das Kreuz genau dieser Dichotomie genagelt haben und ihnen nun glaubhaft machen wollen, dass sie davon absteigen können.

An der Art, wie wir diese Fragen aufnehmen und bestenfalls beantworten, wird sich zeigen, ob wir ein semantisches Konstrukt wie das des Recoverykonzeptes brauchen oder ob dies noch einem überholten Denken (vor der UN-BRK) verhaftet ist. Viel wichtiger aber als über die Legitimation des Recoveryansatzes zu streiten, wäre die Grundfrage, von welchem Menschenverständnis wir uns tatsächlich in der Psychiatrie leiten lassen und wie weit der Gedanke der systemischen Medizin darin seinen Platz hat.¹¹ Ich bin Theologe und kein Mediziner, und ich will auch nicht die bestehenden Expertenkulturen radikal in Frage stellen oder gar abschaffen. Mich interessiert aber im Fachdiskurs, wie weit der Gedanke der Autopoiesis (der systemischen Selbstregulierung), die gerade *nicht* einem einzelnen Selbst überlassen bleibt, zur Geltung gebracht werden kann – und zwar so, dass er fruchtbar wird für Fachdisziplinen, für Konzepte, für individuelle Haltungen und letztlich in konkrete Handlungen einmündet.

Um es einmal aus der Sicht dessen, der nicht täglich Umgang mit solchen Fachkonzepten hat, etwas ketzerisch zu formulieren: Mir ist beim Lesen einiger Texte/Literatur über Recovery (noch) nicht deutlich geworden, was an diesem Konzept wirklich neu ist. Man stößt zunächst vielmehr an das häufige, vor allem zwiespältige Phänomen, das sich mit Anglizismen verbindet: Sie entfalten erst einmal Attraktivität (wie aktuell z.B. auch das Konzept „Choosing Wisely“, das die Überversorgung mit Medikamenten, u.a. Antipsychotika, kritisch in den Blick nimmt¹²), passen aber bei genauerem Hinsehen manchmal nicht in unsere Kultur oder sind gerade deshalb auch beliebt, weil sie eher zur Verneblung als zur Aufklärung beitragen. Hierzu trägt – sicherlich ungewollt – bei, dass der Begriff der Recovery selbst in der Fachwelt nicht ganz eindeutig zu sein scheint.¹³

¹¹ Vgl. Erich Wühr, *Systemische Medizin. Auf der Suche nach einer besseren Medizin*, Bad Kötzing 2011

¹² Vgl. dazu Bertelsmann Stiftung (Hg.), *Choosing Wisely. Internationale Ärzteinitiativen gegen Überversorgung zeigen erste Erfolge*, Spotlight Gesundheit 2/2017

¹³ Vgl. dazu die Unterscheidung des symptomfokussierten und des personenorientierten Recovery-Ansatzes: „Der Begriff Recovery ist in den deutschsprachigen psychiatrischen Dienstleistungen angekommen. Zu dieser Entwicklung beigetragen haben zahlreiche Publikationen, Kongresse und Projekte zum Thema. Dennoch ist es noch nicht gelungen, sich auf eine einheitliche Definition des Begriffes festzulegen. In der Fachliteratur werden zwei unterschiedliche Formen des Recovery-Begriffes beschrieben: Bei dem einen, der für einen symptomfokussierten Recovery-Ansatz steht, ist die Remission der Krankheitssymptome und die Beschreibung von weiteren Outcome-Kriterien, wie beispielsweise die sozialen Funktionskriterien, zentral. Das Ziel ist ein Wiedererlangen von Fähigkeiten, die scheinbar durch die psychische Erkrankung verloren gingen oder verlernt wurden. Beim anderen, der für den personenorientierten Recovery-Ansatz steht, ist die persönliche Überwindung von Widrigkeiten, die im Zusammenhang mit einschneidenden Lebensereignissen, wie z. B. einer psychischen Krankheit einhergehen, zentral. Das Ziel ist es dabei, ein selbstbestimmtes, sinnerfülltes Leben, an einem selbst gewählten Ort führen zu können. Recovery wird nicht als ein Ergebnis, sondern als lebenslanger Prozess verstanden.“ Christian Burr, Michael Schulz, Andréa Winter, Gianfranco Zuaboni (Hg.), *Recovery in der Praxis Voraussetzungen, Interventionen, Projekte*, Köln 2013, S. 10

Ohne mir jetzt selbst widersprechen zu wollen, könnten wir aber natürlich unter Absehung solcher grundsätzlichen Aspekte einfach danach fragen, ob Recovery politisch/strategisch/konzeptionell für uns ein „Vehikel“ dafür sein kann, Diskussionen zu befördern bzw. festgefahrene Ansätze, Strukturen und Systeme aufzuweichen – also die Frage stellen, ob der Impuls von Recovery in unseren Kontexten tatsächlich *etwas bewirken kann* und nicht nur ein nachträgliches Interpretament ist. Dieses Fragen geht dann in (mindestens) zwei Richtungen:

(1) Im Hinblick auf die Patienten, Klienten, Psychiatrieerfahrenen etc... würden wir, glaube ich, auf *indirekte* Wirkungen stoßen. Denn das, was mit Recovery gemeint ist – die Zuversicht, dass Krankheit nicht ewiges Schicksal ist; das Zutrauen, dass in meinem Leben Veränderung möglich ist; die Ermutigung, sich als Individuum kommunikativ zu vernetzen und von einem sozialen Netzwerk getragen zu sein – das alles sind sozusagen Übersetzungen aus einem „Fachchinesisch“ in die Lebenswirklichkeit. Wie gesagt, das alles *kann* eine Wirkung von Recovery sein, ist aber nicht *zwangsläufig* an diesen Begriff gebunden. Vieles davon lässt sich bspw. auch mit dem alt bekannten Motto „Jeder Mensch ist der Experte seines eigenen Lebens.“ in Verbindung bringen.

(2) Die andere Richtung, in die Recovery sogar *direkte* Wirkung erzeugen kann, scheint mir die so genannte Expertenkultur mit all ihren bisher erlebten praktischen Konsequenzen zu sein. In dieser Hinsicht steckt in dem Gedanken der Recovery ein gutes Stück fundamentaler Systemkritik. Noch einmal die Frage: Woher kommen denn Einschätzungen wie „austherapiert“, „unheilbar“ etc., die Ursache von Stigmatisierungen und Pessimismus sind? Doch wohl kaum von den betreffenden Menschen selbst. Recovery müsste in diesem Kontext die Bedeutung von *systemischer Heilung* in sich tragen. Es geht also nicht nur darum, dass der/die Einzelne für sich erkennt: *persönliches* Heilwerden ist möglich, sondern dass wir gemeinsam realisieren: Wir dürfen und müssen nach wie vor im Auge behalten, dass unsere Systeme, in denen wir alle mehr oder weniger drin stecken, einer Recovery bedürfen. In krank machenden Systemen ist es jedenfalls nur ein symptomorientiertes Denken, wenn wir uns ausschließlich auf die Recovery des einzelnen Menschen fokussieren. Und die Komplexität dieser Thematik führt dann auch dazu, dass es m. E. kaum ein erfolgversprechender Ansatz sein dürfte, eine bestehende Expertenkultur separat und radikal-revolutionär aus den Angeln zu heben. Dann landen wir immer wieder im umfassenderen Kontext der systemischen Zwangspunkte unserer Gesamtgesellschaft.

Den Zwiespalt, der sich daraus auftut, möchte ich abschließend als eine kritische, zur Diskussion einladende Alternative benennen: Zum einen laufen wir immer wieder Gefahr, uns in der Komplexität der systemischen Verwobenheiten, die weit über angeblich Kranke und Behinderte hinausgehen, zu verstricken, uns daran zu verheben und dadurch in eine gewisse Resignation zu verfallen, d.h. die Vorgegebenheit der Systeme bis zu einem gewissen Grad als schicksalhaft hinzunehmen. Zum anderen aber hätte die Absehung von diesem „dicken Brett“, das die Gesellschaft (nicht nur die Fachwelt) zu bohren hat, bestenfalls zur Folge, dass wir uns auf der Ebene des Pragmatismus bewegen, dabei jedoch nicht ausschließen können, dass wir ungewollt zur Zementierung der Systeme (hier der Expertenulturen) beitragen. Die Gefahr ist von daher nicht auszuschließen, dass die expertenmäßige Befassung mit Recovery sogar das Gegenteil von dem bewirken kann, was eigentlich beabsichtigt ist. In dieser Spannung zwischen grundlegenden theoretischen Erwägungen und praktischen Herangehensweisen, zwischen individuellen und kollektiven (sozialen) Aspekten, zwischen Absichten und Wirkungen sehe ich mit Spannung auf den heutigen Tag. Insofern hat Recovery doch schon eine ganze Menge bewirkt.